

JANE CASEY

**DIE
VERMISSTEN**

Weltbild

Zwei verschwundene Kinder. Ein brutaler Mord. Was, wenn du derjenige wärst, der die Opfer zuletzt lebend gesehen hat?

Als die kleine Jenny Shepherd spurlos verschwindet, weiß ihre Lehrerin Sarah Finch nur zu genau, dass mit jedem weiteren Tag die Chance schwindet, das Mädchen lebend wiederzufinden. Sie selbst hat als Kind erfahren müssen, wie ihr Bruder Charlie nicht vom Spielen wiederkehrte. Und dann ist es ausgerechnet Sarah, die die Leiche der kleinen Jenny findet. Im Handumdrehen steht sie im Zentrum des Medienansturms – und im Fokus der Ermittler. Aber nicht nur die haben sie im Visier. Auch der Täter lauert ganz in der Nähe ...

Jane Casey

Die Vermissten

Thriller

Aus dem Englischen von Franka Reinhart

Weltbild

Die Autorin

Jane Casey wuchs in Dublin auf, studierte Englisch in Oxford und Irische Literatur am berühmten Trinity College in Dublin. Nach dem Studienabschluss arbeitete sie in verschiedenen Verlagen als Jugendbuchlektorin. Sie lebt mit ihrem Mann, einem Strafverteidiger, dem gemeinsamen Sohn und Katze Fred in London.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel The Missing.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Jane Casey

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by Blanvalet, einem Unternehmen der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Übersetzung: Franka Reinhart, Mihr Verlagsservice GmbH, Tübingen

Die Rechte an der deutschen Übersetzung liegen beim Blanvalet Verlag München, in der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-793-6

Für meine Mutter und meinen Vater, in Liebe

Die Häuser, in denen ein Geist umgeht, sind sehr still, Bis der Teufel erwacht.

John Webster, Die Herzogin von Amalfi

An manches kann ich mich noch sehr gut erinnern. Anderes ist mir heute weniger gegenwärtig. Im Laufe der Jahre habe ich fehlende Details dazuerfunden, sodass ich inzwischen nicht mehr so genau sagen kann, was wahr ist und was meiner Fantasie entstammt. Doch so hat wohl alles angefangen.

Ich glaube, dass es sich so zugetragen hat.

Mehr kann ich nicht tun.

Ich liege im Garten auf einer kratzigen, karierten Picknickdecke und tue so, als würde ich lesen. Es ist heller Nachmittag, die Sonne brennt mir heiß auf Kopf und Rücken und versengt mir fast die Fußsohlen. Meine Schule ist heute geschlossen, weil die Lehrer Weiterbildung haben. Also kann ich stundenlang draußen sein. Auf der Decke liegen Grasbüschel, die ich von der Wiese gerupft habe. Sie kitzeln auf der bloßen Haut. Mein Kopf wird allmählich schwer, und mir fallen die Augen zu. Die Wörter auf der Buchseite schwirren umher, so sehr ich mich auch abmühe, sie in geordneten Zeilen zu halten. Schließlich gebe ich auf, schiebe das Buch beiseite und lasse den Kopf auf die Arme sinken.

Vertrocknetes Gras raschelt unter der Decke; die wochenlange Hitze hat es ausgedörrt und gelb gefärbt. In den Rosenblüten summen die Bienen, und irgendwo, nicht weit, dröhnt ein Rasenmäher. In der Küche läuft das Radio, die monotone Frauenstimme wird gelegentlich durch einen Schwall von Musik unterbrochen. Die Worte der Sprecherin sind nicht zu verstehen und verschwimmen ineinander. Ein regelmäßiges Bingbong-bong kommt von meinem Bruder, der Tennisbälle an die Hauswand schlägt. Schläger, Wand, Boden. Bingbong-bong. Ich habe ihn schon gefragt, ob ich mitspielen kann. Aber er spielt lieber allein als mit mir. So ist das eben, wenn man vier Jahre jünger und noch dazu ein Mädchen ist.

Durch meine Armbeuge hindurch beobachte ich einen Marienkäfer, der einen Grashalm hinaufklettert. Ich mag Marienkäfer, in der Schule haben wir gerade ein Projekt über sie gemacht. Ich strecke meinen Finger aus, damit der Käfer draufkrabbeln kann, aber er breitet seine Flügelchen aus und fliegt davon. An meiner Wade kitzelt es – schon wieder eine von diesen fetten schwarzen Fliegen, die diesen Sommer überall sind und mich schon den ganzen Nachmittag nerven. Ich vergrabe den Kopf noch tiefer in meinen Armen und schließe die Augen. Die Decke riecht nach warmer Wolle und herrlichen Sommertagen. Die Sonne brennt, und die Bienen summen mir ein Schlaflied.

Minuten oder Stunden später höre ich jemanden über die Wiese

kommen, das trockene Gras raschelt bei jedem Schritt. Es ist Charlie.

»Sag Mum, dass ich bald wieder da bin.«

Die Schritte entfernen sich wieder.

Ich schaue nicht auf. Ich frage ihn nicht, wohin er geht. Ich schlafe mehr, als dass ich wach bin. Vielleicht träume ich sogar schon.

Als ich die Augen öffne, spüre ich, dass etwas geschehen ist, aber was? Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen habe. Die Sonne steht noch immer hoch am Himmel, der Rasenmäher dröhnt nach wie vor, das Radio dudelt, aber irgendetwas fehlt. Es dauert ein Weilchen, bis ich merke, dass der Ball nicht mehr zu hören ist. Der Schläger liegt auf dem Boden, und mein Bruder ist verschwunden.

Ich war nicht losgegangen, weil ich sie suchen wollte, sondern ich hielt es zu Hause einfach nicht aus. Gleich nach der letzten Stunde hatte ich die Schule verlassen, ohne noch einmal ins Lehrerzimmer zu gehen. Ich war direkt zum Parkplatz geeilt, wo mein kleiner, altersschwacher Renault beim ersten Startversuch bereitwillig ansprang – es war das Erste, was heute rundlief.

Normalerweise verließ ich die Schule nicht unmittelbar nach dem Unterricht. Vielmehr hatte ich mir angewöhnt, noch ein Weilchen in meinem leeren Klassenzimmer sitzen zu bleiben. Manchmal arbeitete ich dann Stundenpläne aus oder korrigierte Hausaufgaben. Oft saß ich auch einfach nur da und schaute aus dem Fenster. Die Stille drückte mir auf die Ohren, als befände ich mich tief unter dem Meeresspiegel. Es gab keinen Anlass, wieder aufzutauchen, denn ich hatte ja keine Kinder, um die ich mich kümmern musste, und keinen Ehemann, mit dem ich verabredet war. Zu Hause erwartete mich nichts als Trübsal, und zwar in jeder Hinsicht.

Heute aber war es anders. Mir reichte es. Es war ein warmer Tag Anfang Mai, und mein Auto hatte sich in der Nachmittagssonne unangenehm aufgeheizt. Ich kurbelte das Fenster herunter, aber im zähflüssigen Verkehr war ich so langsam, dass ich keinen Windhauch in meinen Haaren spürte. Ich war es nicht gewohnt, mich durch den Stoßverkehr direkt nach Schulschluss zu quälen, und meine Arme schmerzten, weil ich das Lenkrad zu fest umklammert hielt. Ich drehte das Radio an, schaltete es jedoch nach ein paar Sekunden wieder aus. Von der Schule bis nach Hause war es nicht weit – normalerweise dauerte die Fahrt fünfzehn Minuten. Doch an diesem Nachmittag saß ich fast fünfzig qualvolle Minuten im Auto.

Im Haus war es still, als ich ankam. Zu still. Ich stand im kühlen, düsteren Flur und lauschte. Dabei spürte ich, wie sich durch den Temperaturunterschied die Härchen auf meinen Armen aufstellten. Mein Shirt war unter den Achseln und am Rücken verschwitzt, und ich fröstelte. Die Wohnzimmertür stand offen – genauso, wie ich sie am Morgen verlassen hatte.

Das einzige Geräusch aus der Küche war das rhythmische Tropfen des Wasserhahns in die Müslischale, die ich nach dem Frühstück in der Spüle hatte stehen lassen. Ich hätte einiges darauf verwettet, dass niemand hier drinnen gewesen war, seit ich am Morgen aus dem Haus gegangen war. Was bedeutete ...

Missmutig begann ich nach oben zu steigen und hängte im Vorbeigehen meine Tasche an den Treppenpfosten. »Bin wieder da.«

Als Antwort war ein schlurfendes Geräusch aus dem Zimmer am Ende des Flurs zu hören. Da die Tür geschlossen war, zögerte ich auf dem Treppenabsatz, ob ich anklopfen sollte oder nicht. Exakt in dem Augenblick, als ich beschlossen hatte mich zu trollen, bewegte sich die Türklinke. Bis in mein Zimmer konnte ich es nicht mehr schaffen, ehe die Tür sich öffnete. Also blieb ich stehen und wartete resigniert. Aus den ersten Worten würde ich vollständig erfahren, wie ihr Tag gewesen war.

»Was willst du?«

Streitlust, kaum verhohlen.

Nichts Ungewöhnliches also.

»Hallo Mum«, antwortete ich. »Alles in Ordnung?«

Die Tür, die zunächst einen Spaltbreit geöffnet war, ging weiter auf. Ich konnte Charlies Bett sehen. Das Bettzeug war an der Stelle, wo sie gesessen hatte, leicht zerknittert. Sie war immer noch in Morgenmantel und Pantoffeln, hielt sich an der Türklinke fest und schwankte wie eine Kobra. Sie legte die Stirn in tiefe Falten und versuchte ihren Blick zu fokussieren.

»Was machst du denn?«

»Nichts.« Unvermittelt überkam mich eine heftige Müdigkeit. »Ich bin eben von der Arbeit gekommen, das ist alles. Ich wollte dir nur Hallo sagen.«

»Ich habe noch gar nicht mit dir gerechnet.« Sie schaute mich verwirrt und ein wenig misstrauisch an. »Wie spät ist es denn?«

Als ob das für sie eine Rolle spielen würde. »Ich bin heute ein bisschen früher dran als sonst«, erwiderte ich ohne weitere Erklärung. Die war auch gar nicht nötig, da es ihr sowieso egal war. Wie eigentlich fast alles.

Außer Charlie. Ihr Charlie-Schatz. Charlie war eben ihr Goldkind. Sein Zimmer war unberührt. Seit sechzehn Jahren war dort nichts verändert worden: kein Spielzeugsoldat hatte seinen Posten verlassen, kein Plakat hing lose von der Wand. Ein Stapel zusammengelegter Kleidung wartete darauf, in die Kommode geräumt zu werden. Die Uhr auf dem Nachttisch tickte nach wie vor. Seine Bücher in den Regalen über dem Bett waren ordentlich sortiert: Schulbücher, Comics, dicke Wälzer über Flugzeuge im Zweiten Weltkrieg. Jungsbücher eben. Alles sah noch so aus wie damals, als er verschwand – als könne er jeden Moment hereinspazieren und einfach dort weitermachen, wo er aufgehört hatte. Ich vermisste ihn – tagtäglich vermisste ich ihn –, aber ich hasste dieses Zimmer.

Jetzt wurde Mum unruhig und spielte nervös mit dem Gürtel ihres Morgenmantels. »Ich war gerade dabei aufzuräumen«, erklärte sie. Ich fragte nicht nach, was genau in einem Zimmer aufzuräumen war, in dem sich nie etwas veränderte. Die Luft darin war verbraucht. Mir wehte ein Hauch von ungewaschenem Körper und Alkoholdunst entgegen, und der Ekel schüttelte mich. Ich wollte nur noch weg von hier, so weit wie möglich weg von diesem Haus.

»Tut mir leid, ich wollte dich nicht stören.« Ich zog mich hastig in mein Zimmer zurück. »Ich gehe gleich joggen.«

»Joggen«, wiederholte Mum und kniff die Augen zusammen. »Dann lass dich bloß nicht von mir aufhalten.«

Ihr veränderter Tonfall irritierte mich. »Ich ... Ich dachte, ich störe dich.«

»Aber nein, mach nur, was du willst. Das tust du ja sowieso immer.«

Ich hätte nicht reagieren sollen. Ich hätte mich nicht einwickeln lassen dürfen. Eigentlich wusste ich, dass ich hier nicht gewinnen konnte.

»Was soll das heißen?«

»Ich denke, das weißt du ganz genau.« Mit Hilfe der Türklinke richtete sie sich vollends auf. Sie war gut einen Zentimeter kleiner als ich, also nicht sonderlich groß. »Du kommst und gehst, wie es dir gerade passt. Es geht immer nur nach dir, Sarah!«

Ich hätte wohl bis eine Million zählen müssen, um meine Fassung zu wahren. Trotzdem schluckte ich hinunter, was ich eigentlich hatte sagen

wollen, nämlich: Halt den Mund, du egoistisches Biest. Ich bin nur hier, weil ich mich unsinnigerweise dazu verpflichtet fühle und weil Dad nicht wollte, dass du allein bleibst – aus keinem anderen Grund. Denn jegliche Liebe zu dir, die ich vor langer Zeit noch empfunden habe, hast du längst verheizt, du undankbare, von Selbstmitleid zerfressene Kuh.

Stattdessen sagte ich: »Ich dachte nicht, dass du etwas dagegen hast.«

»Du dachtest? Du hast überhaupt nichts gedacht. Du denkst nie.«

Ihre Miene wurde schlaff, als sie leicht schwankend in Richtung ihres Schlafzimmers an mir vorbeistakste. In der Tür hielt sie noch einmal inne. »Stör mich nicht, wenn du zurückkommst. Ich gehe zeitig schlafen.«

Als ob ich Wert auf ihre Gesellschaft legte. Ich nickte verständnisvoll, doch als sie die Tür hinter sich zugeknallt hatte, veränderte sich mein Nicken zu einem langsamen, bitteren Kopfschütteln. Erlöst schloss ich mich in meinem Zimmer ein. Sie war eine echte Zumutung, teilte ich dem Foto meines Vaters auf dem Nachttisch mit. »Dafür bist du mir was schuldig«, murmelte ich. »Und zwar einiges.«

Er lächelte ungerührt weiter, während ich mich ein paar Augenblicke später daranmachte, meine Laufschuhe unter dem Bett hervorzuziehen.

Es war eine Erlösung, meine verschwitzten, zerknitterten Sachen auszuziehen, die kurzen Laufsachen überzustreifen, meine dichten Locken zurückzubinden und die kühle Luft im Nacken zu spüren. Ich überlegte kurz und zog dann doch noch eine leichte Jacke über, denn nach der Hitze des Tages war die abendliche Kühle bereits spürbar. Mit einer Wasserflasche und meinem Handy machte ich mich auf den Weg. Vor der Eingangstür atmete ich tief die frische Luft ein und lockerte meine erschöpften Beine. Es war erst kurz vor fünf, die Sonne schien noch immer und tauchte alles in ein goldgelbes, warmes Licht. Die Amseln sangen im Chor von Garten zu Garten, und ich lief in mäßigem Tempo los, die Straße hinunter. Ich spürte, wie sich meine Atemfrequenz erhöhte, ehe sie sich dem Takt meines Laufrhythmus anpasste. Ich wohnte in einer kleinen Sackgasse in Wilmington Estate, einer Wohnsiedlung, die in den Dreißigerjahren für stadtflichtige Londoner gebaut wurde. Unsere Straße hieß Curzon Close und war

eine verträumte Ansammlung von zwanzig Häusern, wobei der eine Teil der Bewohner dort schon seit Jahren wohnte, wie Mum und ich, der andere Teil vor den horrenden Immobilienpreisen in London hierhergeflohen war. Einer dieser neuen Bewohnerinnen, die gerade in ihrem Vorgarten stand, lächelte ich im Vorbeilaufen schüchtern zu. Keine Reaktion, was nichts Überraschendes war. Im Allgemeinen hatten wir nicht viel mit den Nachbarn zu tun, selbst mit jenen nicht, die schon so lange hier wohnten wie wir oder noch länger. Vielleicht mieden wir die Alteingesessenen sogar besonders. Diejenigen, die sich vielleicht noch erinnern konnten. Die noch Bescheid wussten.

Als ich zur Hauptstraße kam, beschleunigte ich das Tempo, um meinen Gedanken davonzulaufen. Den ganzen Tag über hatte ich schon mit lange verdrängten Erinnerungen gekämpft, die ständig wieder hochkamen wie Gasblasen in einem modrigen Teich. Merkwürdig, ich hatte nicht die leiseste Vorahnung gehabt, als es fünf vor zwölf an der Tür meines Klassenzimmers klopfte. Ich war allein und bereitete mich gerade auf den Unterricht in meiner achten Klasse vor. Als ich die Tür öffnete, stand Elaine Pennington vor mir, die außerordentlich strenge und furchteinflößende Direktorin der Edgeworth-Mädchenschule. Hinter ihr stand ein großer und finster dreinblickender Mann. Ein Vater, und zwar der von Jenny Shepherd, wie ich bei näherem Hinsehen erkannte. Er sah verzweifelt und aufgelöst aus, und mir war auf der Stelle klar, dass etwas passiert sein musste.

Ohne dass ich etwas dagegen tun konnte, lief die Szene wieder in meinem Kopf ab, so wie den ganzen Tag schon. Elaine war ohne Umschweife zur Sache gekommen.

»Haben Sie in der nächsten Stunde Ihre achte Klasse?«

Obwohl ich nun schon seit fast einem Jahr hier arbeitete, verunsicherte Elaine mich noch immer enorm. Ihre bloße Anwesenheit genügte, dass mir die Zunge vor lauter Furcht förmlich am Gaumen klebte. »Äh ... ja«, brachte ich schließlich heraus. »Wen suchen Sie denn?«

»Die ganze Klasse.« Es war Mr. Shepherd, der das gesagt hatte und damit Elaine kurzerhand das Wort abschnitt. »Ich muss sie fragen, ob

sie wissen, wo meine Tochter ist.«

Inzwischen waren beide hereingekommen, und Mr. Shepherd lief ruhelos auf und ab. Ich hatte ihn im November bei einem meiner ersten Elterngespräche kennen gelernt, wo er gut gelaunt und lautstark einen Witz nach dem anderen riss, während seine hübsche, charmante Frau gutmütig die Augen verdrehte. Jenny hatte die zierliche Statur und die ausgesprochen langen Wimpern ihrer Mutter sowie das Lächeln ihres Vaters geerbt. Heute hatte dieses Lächeln in meinem Klassenzimmer gefehlt. Seine Sorge war geradezu körperlich spürbar, die Stirn über seinen dunklen, ausdrucksvollen Augen lag in Falten. Er überragte mich um einiges, doch seine physische Kraft verblasste angesichts seiner offensichtlichen Verzweiflung. Vor einem Fenster blieb er stehen und lehnte sich gegen das Fensterbrett, als würden ihm die Beine den Dienst versagen. Mit kraftlos herabhängenden Armen schaute er uns hoffnungslos an und wartete.

»Ich sollte Sie wohl erst einmal informieren, was geschehen ist, Sarah. Mr. Shepherd hat mich heute Morgen aufgesucht und mich gebeten, ihm bei der Suche nach seiner Tochter Jennifer zu helfen. Sie hat das Haus am Wochenende verlassen – am Samstag, nicht wahr?«

Shepherd nickte. »Samstagabend. Etwa um sechs.«

Ich rechnete und biss mir auf die Lippe. Samstagabend, und nun war es schon beinahe Montagmittag. Fast zwei Tage. Nicht sehr lange – oder eine Ewigkeit, je nachdem, wie man es sah.

»Er und seine Frau haben abgewartet, doch als sie bei Einbruch der Dunkelheit noch immer nicht zurück war und auch auf ihrem Handy nicht erreichbar, haben sie sich auf die Suche gemacht und sind den Weg abgelaufen, den sie höchstwahrscheinlich gegangen ist, jedoch ohne Erfolg. Also sind sie zurück nach Hause gegangen und haben bei der Polizei angerufen, wo man sich allerdings nicht sonderlich kooperativ gezeigt hat.«

»Dort haben sie mir gesagt, dass sie schon wieder auftauchen wird.« Seine Stimme war leise, heiser und schmerzerfüllt. »Sie meinten, Mädchen in diesem Alter hätten keine richtige Zeitvorstellung. Wir sollten weiterhin versuchen, sie auf ihrem Handy zu erreichen, und wenn das nichts hilft, ihren ganzen Freundeskreis abtelefonieren und

bei den Eltern nachfragen, ob sie wissen, wo sie steckt. Erst wenn sie längere Zeit als vermisst gemeldet sei, würden sie etwas unternehmen. Sie meinten, dass in Großbritannien alle fünf Minuten ein Kind verschwindet – können Sie sich das vorstellen? – und dass sie erst jemanden dafür abstellen, wenn das Kind in Gefahr ist. Ihrer Ansicht nach sei eine Zwölfjährige nicht besonders gefährdet. Sie werde schon wieder auftauchen und sich entschuldigen, dass sie uns in Aufregung versetzt hat. Als ob es an der Tagesordnung wäre, dass sie einfach losgeht, ohne uns zu sagen, wo sie hinwill, und dann nicht wiederkommt. Die kennen meine Tochter doch gar nicht.« Dann sah er mich an. »Aber Sie kennen sie doch, oder? Sie wissen, dass sie niemals einfach losgehen würde, ohne uns zu informieren.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie das tun würde«, erwiderte ich vorsichtig und überlegte, was ich von Jenny Shepherd wusste. Sie war zwölf Jahre alt, eine hübsche und fleißige Schülerin, die stets freundlich lächelte. Sie zeigte keinerlei Hang zu jenem rebellischen Zorn, wie ich ihn bei manchen der älteren Schülerinnen wahrnahm, denen es offenbar einen grausamen Genuss bereitete, ihre Eltern in Sorge zu versetzen. Vor lauter Angst um sie hatte ich einen Kloß im Hals, waren mir doch seine Worte – seit zwei Tagen vermisst – so schmerzlich vertraut. Ich musste mich räuspern, ehe ich fragen konnte: »Nimmt man Ihr Anliegen bei der Polizei denn inzwischen ernst?«

Er lachte nervös auf. »Oh, selbstverständlich. Seit der Hund aufgetaucht ist, nehmen sie mich durchaus für voll.«

»Der Hund?«

»Samstagabend war sie mit dem Hund draußen. Sie hat einen kleinen Westie – einen West Highland Terrier. Es gehört zu ihren Aufgaben, ihn zweimal am Tag auszuführen, es sei denn, sie ist aus triftigem Grund verhindert. Das war eine der Bedingungen, auf die sie sich einlassen musste, ehe wir den Hund angeschafft haben. Sie sollte Verantwortung für ihn übernehmen.« Er lehnte sich an die Fensterbank und wirkte plötzlich sehr matt. »Und das hat sie auch getan. Sie geht wirklich ganz wunderbar mit diesem Tier um. Auch bei schlechtem Wetter oder ganz früh morgens geht sie mit ihm hinaus. Richtig fürsorglich. Deshalb war mir, als ich dann den blutverschmierten Hund sah, klar, dass ihr etwas

zugestoßen sein musste.« Er holte tief Luft und blinzelte seine Tränen weg. »Ich hätte sie niemals allein gehen lassen dürfen, aber ich dachte doch, sie sei sicher ...«

Er schlug die Hände vors Gesicht, und Elaine und ich warteten, bis er sich wieder gefasst hatte, da wir ihm in seiner Trauer nicht zu nahetreten wollten. Ich weiß nicht, wie Elaine es empfand, aber für mich war es nur schwer auszuhalten. Kurz darauf schrillte die Pausenklingel durch den stillen Raum, sodass er zusammenzuckte und wieder zu sich kam.

»Der Hund kam also wieder nach Hause gelaufen?«, erkundigte ich mich, nachdem die Klingel verstummt war.

Einen Moment lang schaute er mich verwirrt an. »Oh ... ja. Es war ungefähr um elf. Wir machten die Tür auf, und da stand er.«

»War denn die Leine noch dran?« Es war unübersehbar, dass beide meine Frage für völlig unangebracht hielten, aber ich wollte einfach wissen, ob Jenny den Hund vielleicht losgemacht und dann aus den Augen verloren hatte. Möglicherweise hatte sie noch lange nach ihm gesucht und dann einen Unfall gehabt. Oder die Leine war ihr entglitten – vielleicht weil jemand nachgeholfen hatte. Kein Hundehalter würde seinen Vierbeiner unbeaufsichtigt mit schleifender Leine laufen lassen, da er sich darin verfangen und sich dabei verletzen könnte.

»Ich weiß es nicht mehr«, erwiderte er schließlich und rieb sich nachdenklich die Stirn.

Elaine schaltete sich ein. »Michael – Mr. Shepherd – hat daraufhin persönlich das Polizeirevier aufgesucht und die Beamten aufgefordert, endlich nach ihr zu suchen. Etwa um Mitternacht haben sie dann schließlich angefangen, die entsprechenden Formulare auszufüllen.«

»Da war sie schon seit sechs Stunden verschwunden«, warf Shepherd ein.

»Das ist einfach unglaublich. Wissen die denn nicht, wie wichtig es ist, nach vermissten Kindern so schnell wie möglich zu suchen?« Ich konnte nicht fassen, dass sie derart schwerfällig waren und seine Aussage erst so spät aufgenommen hatten. »Die ersten vierundzwanzig Stunden sind die kritischen, die absolut entscheidenden, und davon haben sie ein Viertel einfach verstreichen lassen.«

»Ich wusste gar nicht, dass Sie sich damit so gut auskennen, Sarah«,

merkte Elaine an und lächelte säuerlich. Ihre Miene sagte allerdings: Halt den Mund, und hör zu, du dumme Gans.

»Der Polizeihubschrauber ist ungefähr um zwei Uhr morgens gestartet«, fuhr Michael Shepherd fort. »Mit Hilfe einer Infrarotkamera haben sie das Waldstück abgesucht, wo sie immer mit Archie spazieren gegangen ist. Sie meinten, dass sie sie durch die Wärme ihres Körpers selbst im Unterholz orten könnten. Aber sie konnten nichts finden.«

Also war sie entweder nicht dort, oder ihr Körper hat keine Wärme mehr abgegeben. Man musste kein Experte sein, um zu begreifen, worauf das hinauslief.

»Sie sagen immer wieder, dass es dauern könne, bis Ausreißer gefunden werden, obwohl ich ihnen erklärt habe, dass sie gar keine Ausreißerin ist. Nachdem sie im Wald keinen Erfolg hatten, begannen sie die Aufzeichnungen von Überwachungskameras der umliegenden Bahnhöfe auszuwerten, um zu überprüfen, ob sie vielleicht nach London gefahren ist. Aber das würde sie niemals tun. Immer wenn wir mit ihr dort waren, fand sie es ganz schrecklich. Als wir voriges Jahr in London Weihnachtseinkäufe gemacht haben, hat sie die ganze Zeit meine Hand nicht losgelassen. Es herrschte ein solches Gedränge, dass sie Angst hatte, verloren zu gehen.« Er schaute hilflos von mir zu Elaine und dann wieder zu mir zurück. »Sie ist irgendwo da draußen, keiner findet sie, und sie ist mutterseelenallein.«

Mein Herz krampfte sich vor Mitleid mit ihm und seiner Frau zusammen angesichts dessen, was die beiden gerade durchmachten. Doch meine Gedanken kreisten noch immer um das, was er gesagt hatte, und eine Frage musste ich ihm unbedingt noch stellen: »Warum gibt es denn keinen Suchaufruf? Wäre es nicht gut, die Leute zu fragen, ob jemand sie gesehen hat?«

»Sie wollen noch abwarten. Sie haben uns gesagt, dass es das Beste sei, wenn sie erst einmal selbst nach ihr suchen, ehe sie durch Fehlinformationen und eigenmächtige Suchaktionen bei ihrer Arbeit behindert werden. Wir wollten auch auf eigene Faust suchen, aber sie haben uns gebeten, zu Hause zu warten, falls sie zurückkommt. Aber inzwischen glaube ich nicht mehr daran, dass sie von allein wieder auftauchen wird.« Er fuhr sich durch die Haare und grub seine

Fingernägel in die Kopfhaut. »Gestern haben sie den Fluss abgesucht, die Bahnstrecke in der Nähe unseres Hauses, den Stausee an der A3 und den Wald. Aber sie haben nichts gefunden.«

Ich fragte mich, ob ihm vielleicht entgangen war, was die Suche in diesen Gegenden zu bedeuten hatte. Ganz gleich, was die Eltern glaubten, die Polizei war offenbar zu der Überzeugung gelangt, dass sie nach einer Leiche suchen musste.

Ehe ich mich versah, war ich am Waldrand angelangt. Ich legte einen Schritt zu, schlüpfte zwischen zwei Eichen hindurch und folgte einem kaum erkennbaren Pfad, der sich kurz darauf gabelte. Von rechts kam mir ein schokoladenbrauner Labrador entgegengestürmt, im Schlepptau eine schlanke ältere Dame, die tadellos gekleidet und perfekt geschminkt war. Der Hund sah zwar nicht aus, als würde er sich schnell losreißen, aber trotzdem bog ich nach links ab, wo normalerweise weniger Leute unterwegs waren. Der Pfad, den ich einschlug, sah unwegsam aus. Er führte direkt in den Wald hinein, wo die Wege schmal und steil wurden und gelegentlich unerwartet im Dickicht endeten. Die Wege näher zur Straße hin waren bei Hundebesitzern beliebt und daher breit und eben. Ein breiter, ausgetretener Pfad würde mich jedoch nicht von der düsteren, hämmernden Anspannung ablenken, die schon den ganzen Tag erbarmungslos in meinem Kopf dröhnte. Ich lief bergauf und dachte an Jennys Vater.

Die Stille im Klassenzimmer wurde erneut gestört, diesmal durch Scharren, Schritte und Stimmen vor der Tür. Es waren Jennys Mitschüler von der 8a. Gelächter war zu hören, und Michael Shepherd zuckte zusammen.

Ich holte sie herein und bat sie, rasch ihre Plätze einzunehmen. Als sie sahen, dass die Direktorin und ein Vater anwesend waren, machten sie große, neugierige Augen, denn das war natürlich um Längen spannender, als über Jane Eyre zu reden. Michael Shepherd straffte die Schultern, als müsse er gleich eine Runde im Boxring bestreiten, und trat dann vor die Mitschülerinnen seiner Tochter. Die Opferrolle behagte ihm ganz und gar nicht. Er war in die Schule gekommen, weil er das

Bedürfnis hatte, etwas zu tun. Er wollte nicht herumsitzen und auf die Polizei warten, sondern tun, was er für richtig hielt, und sich um die Konsequenzen später kümmern.

Als alle stumm vor Erwartung auf ihren Plätzen saßen, wandte sich Elaine an die Klasse.

»Einige von euch werden Mr. Shepherd sicher kennen. Für diejenigen, denen er unbekannt ist: Er ist Jennifers Vater. Ich möchte, dass ihr aufmerksam zuhört, was er zu sagen hat. Falls ihr ihm irgendwie helfen könnt, erwarte ich von euch, dass ihr es auch tut.«

Die Klasse nickte gehorsam. Auf Elaines Zeichen kam Michael Shepherd nach vorn. Er schaute sich um und wirkte ein wenig verunsichert.

»In euren Schuluniformen seht ihr ganz anders aus«, sagte er schließlich. »Einige von euch kenne ich ja schon, aber ich weiß nicht so recht ...«

Eine Welle der Erheiterung ging durch die Reihen, und auch ich musste mir ein Lächeln verkneifen. Mir war es selbst schon so gegangen, wenn ich Schülerinnen von mir am Wochenende in der Stadt traf. Ohne die Uniform sahen sie immer wesentlich älter und viel schicker aus. Wirklich verwirrend.

Schließlich erkannte er doch noch ein paar von den Mädchen. »Hallo Anna, Rachel ...«

Sie erröteten, murmelten einen Gruß und waren geschmeichelt und erschrocken zugleich, direkt angesprochen zu werden.

»Das hört sich jetzt wahrscheinlich komisch an«, begann er und versuchte zu lächeln, »aber wir haben unsere Tochter verloren. Sie ist nun schon seit ein paar Tagen verschwunden, und ich möchte euch fragen, ob jemand von euch etwas von ihr gehört hat oder eine Idee hat, wo sie sein könnte.« Er wartete einen Augenblick, aber niemand meldete sich zu Wort. »Ich weiß, dass es viel verlangt ist – bestimmt hat Jenny ihre Gründe, weshalb sie nicht nach Hause kommt. Aber ihre Mutter ist sehr besorgt und ich natürlich auch. Wir wollen einfach nur wissen, dass es ihr gut geht. Falls ihr sie nicht gesehen habt, möchte ich von euch wissen, ob jemand seit Samstagabend Kontakt mit ihr hatte – per SMS, E-Mail oder wie auch immer.«

Aus der Klasse kam ein unisono gemurmertes »Nein«.

»In Ordnung, also ich bitte euch zu überlegen, wann ihr das letzte Mal etwas von Jenny gehört habt und was sie da gesagt hat. Weiß jemand, ob sie vorhatte, übers Wochenende wegzufahren? Sie wird keinen Ärger bekommen, wir müssen nur wissen, dass sie in Sicherheit ist.«

Die Mädchen schauten ihn schweigend an. Er hatte zwar ihr Mitleid gewonnen, bekam jedoch keine hilfreichen Antworten. Elaine schaltete sich wieder ein.

»Ich möchte, dass ihr alle über das, worum euch Mr. Shepherd gebeten hat, sorgfältig nachdenkt. Wenn euch etwas noch so Kleines einfällt, das für uns wichtig sein könnte, dann erwarte ich, dass ihr es uns mitteilt. Ihr könnt mit mir oder Miss Finch vertraulich sprechen oder eure Eltern bitten, mich anzurufen, wenn ihr es lieber ihnen erzählen wollt.« Ihre Miene verfinsterte sich. »Ich bin mir sicher, dass ihr vernünftig genug seid, uns nicht aus falsch verstandener Freundschaft zu Jennifer etwas zu verschweigen.« Dann wandte sie sich an mich. »Sie können jetzt mit Ihrem Unterricht weitermachen, Miss Finch.«

Ich spürte deutlich, dass Michael Shepherd nur ungern das Klassenzimmer verließ, ohne etwas Brauchbares von den Mitschülerinnen seiner Tochter erfahren zu haben. Doch er hatte keine andere Wahl, als der hinausgehenden Elaine zu folgen. Im Gehen nickte er mir zu, und ich lächelte ihn an, während ich krampfhaft nachdachte, was ich ihm mit auf den Weg geben konnte. Aber noch ehe mir etwas auch nur ansatzweise Sinnvolles eingefallen war, war er schon verschwunden. Er ging mit gesenktem Kopf– wie ein Bulle, der zur Schlachtbank geführt wird: Kraft und Mut hatten ihn verlassen, zurück blieb nur noch Verzweiflung.

Im Wald verebbte der Verkehrslärm, als hätte jemand hinter mir einen schalldichten Vorhang zugezogen. Die Vögel zwitscherten, und eine leichte Brise wisperte durch die Baumkronen, was sich wie Wasserrauschen anhörte. Das rhythmische Auftreffen meiner Schritte auf dem festen dunklen Boden begleitete meinen keuchenden Atem und wurde hin und wieder vom Schnippen eines dünnen Zweiges gegen

meinen Ärmel akzentuiert. Hohe, alte Bäume mit knorrigen Stämmen bildeten über mir ein leuchtend grünes Blätterdach. Sonnenlicht drang in schrägen Streifen und gleißend hellen Lichtpunkten hindurch, die von Oberflächen reflektiert wurden und im nächsten Augenblick wieder verschwunden waren. Für einen Moment war ich beinahe glücklich.

Ich rannte eine lange, steile Steigung hinauf, meine Zehen suchten Halt im modrigen Laub, mein Herz schlug heftig, und meine Muskeln schmerzten. Der Untergrund war dunkel und schwer wie Schokoladenkuchen und federte gerade richtig. Vorigen Sommer war ich auf ausgedörrtem, steinhartem, die Gelenke quälendem Grund gelaufen und im Winter bei lausigen Temperaturen durch schmierigen Schlamm geschlittert, der an meinen Beinen pechschwarze Spritzer hinterließ. Heute dagegen waren die Bedingungen ideal, da gab es keine Ausreden. Ich kämpfte mich tapfer den Weg hinauf und wurde anschließend damit belohnt, dass es wieder bergab ging. Es fühlte sich an, als würde ich fliegen.

Doch nach einer Weile verflog die Euphorie natürlich wieder. Ich begann die Anstrengung in den Beinen zu spüren, und meine Oberschenkelmuskeln schmerzten. Solche kleineren Beschwerden machten mir beim Laufen zwar nicht viel aus, aber bald darauf begannen sich auch meine Knie zu melden, was schon wesentlich unangenehmer war. Dann trat ich auf dem unebenen Untergrund fehl und verdrehte mir das linke Knie, woraufhin ich einen stechenden Schmerz an der Außenseite meines Oberschenkels spürte. Mit einem Blick auf die Uhr stellte ich überrascht fest, dass schon eine halbe Stunde vergangen war, seit ich das Haus verlassen hatte. Demzufolge war ich bereits fünfeinhalb Kilometer gelaufen. Das reichte aus, um zusammen mit dem Rückweg als passables Pensum durchzugehen.

Ich machte also kehrt und lief parallel zu jenem Weg zurück, den ich gekommen war. Es hatte stets etwas Frustrierendes, auf dem Rückweg über denselben Untergrund zu laufen wie auf dem Hinweg; ich mochte das überhaupt nicht. Diesmal ging es auf einem schmalen Grat entlang, der zu beiden Seiten steil abfiel. Der Pfad war voller Geröll und knorriger Wurzeln. Ich verlangsamte mein Tempo, damit ich nicht umknickte, und richtete meinen Blick starr zu Boden. Trotzdem passierte

es. Auf einer glatten Wurzel, die steil nach unten ragte, rutschte ich aus. Mit einem unterdrückten Schrei fiel ich mit ausgestreckten Händen der Länge nach hin. Einen Moment lang blieb ich schwer atmend so liegen. Der Wald um mich herum erschien mir plötzlich seltsam still. Mühsam setzte ich mich auf die Fersen und begutachtete die Folgen meines Missgeschicks. Nichts gebrochen, kein Blut. Ein Glück. Ich rieb den Schmutz von meinen Händen und Knien. Prellungen, allenfalls eine Schramme am rechten Handballen, nichts Ernsthaftes. Ich stand auf, stützte mich an einem nahe stehenden Baumstamm ab und verzog das Gesicht, als ich meine Beine ausstreckte. Ich war heilfroh, dass niemand meinen Sturz beobachtet hatte. Dann beugte ich mich nach vorn, dehnte meine hinteren Beinmuskeln, lief im Kreis herum und versuchte mich zum Weiterlaufen zu motivieren.

Als ich gerade wieder aufbrechen wollte, hielt ich nochmals inne. Irgendetwas stimmte nicht. Aus dem Augenwinkel hatte ich etwas bemerkt, das dort nicht hingehörte. Zu diesem Zeitpunkt war ich noch nicht einmal beunruhigt, obwohl ich den ganzen Tag an das verschwundene Mädchen gedacht hatte.

Auf Zehenspitzen versuchte ich, durch die sich zusammenballenden Schatten etwas zu erkennen. In der Senke zu meiner Linken bildete das Blätterdach eine Lücke, weil dort ein alter Baum umgestürzt war. Die Sonne beleuchtete diese Stelle im Unterholz wie eine Art Bühnenbild. Die Senke war rings um den umgestürzten Baum über und über mit blauen Glockenblumen bedeckt. Der blauviolette Hauch der Blumen war wie ein Spiegelbild des klaren Abendhimmels darüber. Die Lichtung wurde von silbrig weißen Birken gesäumt, die Rinde von klaren schwarzen Linien durchzogen und das frisch ausgetriebene Laub noch frühlingshaft apfelgrün. Im Sonnenlicht über den Blüten tanzten winzige Fliegen und Mücken in einem endlosen, goldgelb schimmernden Kreis.

Doch das war es nicht, was mir aufgefallen war. Die Hände in die Hüften gestemmt, suchte ich mit den Augen die gesamte Lichtung ab. Irgendetwas passte nicht ins Bild, aber was? Bäume, Blumen, Sonnenschein – eine perfekte Idylle. Wo war der Fehler?

Da. Es war etwas Weißes zwischen den Glockenblumen. Etwas Blasses hinter dem Baumstamm. Vorsichtig stieg ich die Böschung hinunter,

näherte mich der verdächtigen Stelle und versuchte Genaueres zu erkennen. Die Stängel der Glockenblumen knirschten, und die glänzenden Blätter quietschten unter meinen Sohlen, während ich mich langsam vorwärtstastete. Jetzt war ich nahe genug und sah ...

Eine Hand.

Es verschlug mir den Atem, als hätte mir jemand einen Stoß versetzt. Ich glaube, mir war auf Anhieb klar, was ich da sah. Dennoch ging ich näher heran, kroch um den alten Baumstamm herum und stieg über das zersplitterte, morsche Ende. So schockiert ich über diesen Fund auch war, erschien er mir dennoch seltsam folgerichtig. Es kam mir vor, als hätte ich mich unaufhaltsam auf diesen Moment zubewegt, seit ich von Jennys Verschwinden erfahren hatte. Als ich neben dem Baumstamm in die Hocke ging, schlug mein Herz schneller als zuvor beim Bezwingen des steilen Anstiegs.

Jenny lag im Schatten des umgestürzten Baumes, eigentlich sogar halb darunter. Eine Hand war sorgfältig auf ihrer schmalen Brust platziert, die Beine lagen ordentlich nebeneinander. Sie war mit Jeans, schwarzen Converse und einem ehemals rosafarbenen Fleecepullover bekleidet, der jetzt an den Ärmeln jedoch ganz grau war. Die Hand, die ich gesehen hatte, war ihre linke, die schräg nach außen gerichtet war. Zwischen den Blumen sah sie wie hingeworfen aus.

Aus der Nähe war erkennbar, dass die Blässe ihrer Haut ins Bläuliche ging und die Fingernägel das Grauviolett eines im Abheilen begriffenen blauen Flecks angenommen hatten. Ich wusste auch ohne sie zu berühren, dass ihr schon längst niemand mehr helfen konnte, aber trotzdem streckte ich meine Hand aus und strich mit der Rückseite eines Fingers über ihre Wange. Die Kälte ihres leblosen Körpers ließ mich erschauern. Ich zwang mich, ihr Gesicht zu betrachten, um die Wahrheit wirklich fassen zu können – würde ich das Gesehene doch niemals wieder vergessen können. Ihr Gesicht sah aschfahl aus und war eingerahmt von verfilzten, schmutzig blonden Haarsträhnen. Ihre Augen waren geschlossen; die Wimpern wirkten wie Fächer auf den farblosen Wangen. Ihre Lippen waren grau und blutleer. Der schlaffe Unterkiefer hing herunter, sodass ihr Mund leicht geöffnet war. Die Zähne standen etwas stärker hervor, als es zu ihren Lebzeiten der Fall

gewesen war. Auf Gesicht und Hals trug sie unverkennbar Spuren von Gewalt: leichte blaue Flecken auf der Wange und Blutergüsse an den zarten Schlüsselbeinen. Auf der Unterlippe zeichnete sich eingetrocknetes Blut als schmale dunkle Linie ab.

Sie lag dort, wo sie jemand nach der Tat abgelegt und so platziert hatte, wie sie gefunden werden sollte. Die Haltung war in grotesker Weise einer Aufbahrung nachempfunden, wie sie Bestatter üblicherweise vornehmen, eine Imitation von Würde. Doch das konnte nicht von dem ablenken, was man ihr angetan hatte. Missbraucht, verletzt, beseitigt, tot. Gerade einmal zwölf Jahre alt. Nichts von all ihren unendlichen Möglichkeiten war geblieben, nur eine leere Hülle in einem stillen Wäldchen.

Zunächst hatte ich Jennys Leichnam beinahe teilnahmslos, eher nüchtern analytisch betrachtet, ohne wirklich zu begreifen, was ich da vor mir sah. Doch nun war es, als wäre in meinem Kopf ein Damm gebrochen, sodass mir das ganze Ausmaß des Grauens in einem gewaltigen Schwall zu Bewusstsein kam. All meine Befürchtungen um Jenny hatten sich bestätigt, und es war noch weitaus schlimmer, als ich mir jemals hätte vorstellen können. Das Blut toste in meinen Ohren, und der Boden unter meinen Füßen geriet ins Wanken. Ich hielt meine Wasserflasche mit beiden Händen umklammert, deren geriffelte Plastikoberfläche sich kühl und angenehm vertraut anfühlte. Obwohl ich schweißüberströmt war, zitterte ich vor Kälte. Wogen von Übelkeit überkamen mich, ich schauderte und vergrub den Kopf zwischen den Knien. Es gelang mir nicht, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Ich war wie gelähmt, und der Wald um mich herum hörte nicht auf, sich zu drehen. Einen Augenblick lang sah ich mich selbst in Jennys Alter vor mir – dasselbe Haar, dieselbe Gesichtsform. Aber ich war nicht tot, ich war es, die lebte ...

Ich weiß nicht, wie lange ich gebraucht hätte, wieder zu mir zu kommen, wenn ich nicht unvermittelt dazu gebracht worden wäre. Irgendwo hinter mir, nicht sehr nahe, jaulte ein Hund auf, eindringlich, verstummte dann jedoch, als hätte ihn jemand zum Schweigen gebracht. Rasend schnell strömte mein Bewusstsein zurück zu mir.

Was, wenn ich nicht allein war?

Ich stand auf und schaute mich ängstlich auf der kleinen Lichtung um, ob sich in meiner Nähe etwas regte. Ich stand neben einer Leiche, die dort jemand – vermutlich der Mörder – versteckt hatte. Und Mörder kehrten gelegentlich an den Ort der Tat zurück, wie ich gelesen hatte. Ich schluckte und hatte vor lauter Angst einen Kloß im Hals. Der durch die Bäume rauschende Wind übertönte alle anderen Geräusche, und ich zuckte zusammen, als irgendwo rechts von mir ein Vogel aus seinem Versteck aufflatterte und durch die Zweige davonflog. Was hatte ihn aufgeschreckt? Sollte ich um Hilfe rufen? Aber wer würde mich mitten im Wald hören, wohin ich extra entflohen war, um allein zu sein? Dumme, dumme Sarah ...

Ehe ich vollends in Hysterie verfiel, gewann doch noch der gesunde Menschenverstand die Oberhand in mir. Ich war wirklich dumm gewesen, schließlich hatte ich doch mein Handy in der Tasche, das ich nur benutzen musste. Vor Erleichterung fast schluchzend, zerrte ich es hervor und geriet erneut in Panik, als die Empfangsanzeige auf dem aufleuchtenden Display lediglich einen einzigen Balken anzeigte. Das reichte nicht aus. Atemlos kraxelte ich die steile Böschung wieder hinauf und hielt dabei das Telefon fest umklammert. Es war schwer hinaufzukommen, und ich versuchte verzweifelt, mit meiner freien Hand an Grasbüscheln und Wurzeln Halt zu finden, die jedoch in der weichen Erde leicht nachgaben. Bitte, bitte, bitte, hämmerte es in meinem Kopf. Als ich oben ankam, erschienen in der Anzeige zwei weitere Balken. Ich lehnte mich mit dem Rücken an einen hohen alten Baum und tippte mit zitternden Händen den Notruf 999 ein. Es war ein seltsam unwirkliches Gefühl. Mein Herz schlug so heftig, dass der dünne Stoff meines Oberteils vibrierte.

»Rettungsleitstelle, welchen Notdienst brauchen Sie?«, fragte eine leicht nieselnde Frauenstimme.

»Die Polizei«, keuchte ich, noch immer ganz außer Atem vom Erklimmen der Böschung und dem Schrecken, der mir in den Gliedern saß. Es kam mir vor, als hätte jemand meinen Brustkorb mit einem festen Band eingeschnürt, das meine Rippen zusammenpresste. Ich konnte einfach nicht tief genug Luft holen.

»Einen Moment bitte, ich verbinde.« Sie hörte sich derart gelangweilt

an, dass ich beinahe lachen musste.

Dann klickte es und eine andere Stimme sagte: »Hallo, Sie sind mit der Polizei verbunden.«

Ich schluckte. »Ja also, ich ... ich habe eine Leiche gefunden.«

Die Stimme klang gänzlich unbeeindruckt: »Eine Leiche. In Ordnung. Wo sind Sie gerade?«

Ich bemühte mich nach Kräften, die Stelle so gut es ging zu beschreiben, wurde allerdings bald nervös, als die Beamtin weitere Einzelheiten erfragte. Es war wirklich nicht einfach, einen Standort exakt anzugeben, wenn es nirgends brauchbare Straßenschilder oder Gebäude gab, die als Orientierung dienen konnten. Deshalb wurde ich vollends konfus, als sie mich fragte, ob ich mich östlich von der Hauptstraße befände, was ich zunächst bejahte, dann jedoch revidierte. In meinem Kopf schwirrte es, als ob zwischen meinen Gedanken elektrostatische Störungen aufträten. Doch die Dame am anderen Ende der Leitung war äußerst geduldig und geradezu herzlich, weshalb ich mich noch schlechter fühlte, weil ich so hoffnungslos überfordert war.

»Kein Problem, Sie machen das ganz prima. Können Sie mir bitte Ihren Namen nennen?«

»Sarah Finch.«

»Und Sie sind noch immer bei der Leiche?«, erkundigte sich die Beamtin.

»Ich bin in der Nähe«, antwortete ich, um ganz korrekt zu sein. »Ich ... Ich kenne sie. Ihr Name ist Jenny Shepherd. Sie wurde als vermisst gemeldet – ich habe heute Morgen mit ihrem Vater gesprochen. Sie ...« Ich kämpfte mit den Tränen und konnte erst einmal nicht weitersprechen.

»Sind noch Lebenszeichen vorhanden? Könnten Sie bitte kontrollieren, ob die Person noch atmet?«

»Sie fühlt sich kalt an – ich bin mir sicher, dass sie tot ist.« Bedeckt ihr Gesicht, es blendet mich, sie ist jung gestorben.

Der Wald begann sich wieder zu drehen, und während mir die Tränen in die Augen stiegen, streckte ich meine Hand nach hinten aus und tastete nach dem Baumstamm. Er fühlte sich wohltuend fest und beständig an.

Die Beamtin sprach weiter: »Gut Sarah. Die Polizei wird gleich eintreffen. Bleiben Sie bitte, wo Sie sind, und lassen Sie Ihr Handy eingeschaltet. Die Kollegen melden sich eventuell noch einmal, falls sie weitere Hinweise brauchen.«

»Ich kann auch zur Straße kommen«, bot ich an, weil mir die Stille plötzlich unheimlich war, wenn ich an den grausigen Fund hinter dem Baum unten in der Senke dachte.

»Bleiben Sie an Ort und Stelle«, entgegnete die Beamtin bestimmt.
»Die Kollegen werden Sie finden.«

Als sie aufgelegt hatte, sank ich zu Boden, mein Telefon noch immer fest umklammert – mein Rettungsanker. Der Wind hatte aufgefrischt, sodass mir trotz meiner Jacke kalt war. Ich war vollkommen durchgefroren und total erschöpft. Aber das spielte jetzt keine Rolle. Die Polizei wusste Bescheid und würde bald hier sein. Ich musste also nichts weiter tun als warten.